

Atlantis lag hinter Helgoland

Odysseus an der Eidermündung – Die Entdeckungen eines Pastors aus Nordfriesland

2. April 1953, 7:00 Uhr / Aktualisiert am 22. November 2012, 0:24 Uhr

AUS DER ZEIT NR. 14/1953



Vor jedes richtige *Happy-End* schiebt sich noch ein Rückschlag, nach dem es aussieht, als ob alles verloren sei. Für den Bordelumer Pastor Jürgen Spanuth kam dieser Rückschlag am 24. Juli 1950, als die *Royal Air Force* einen besonders massierten Bombenabwurf auf Helgoland und Umgebung in ihrem Programm hatte. Er, der Pastor, glaubte seit zwei Jahren, der Lösung des „Atlantis“-Problems auf der Spur zu sein, und vermutete **Reste der von Platon geschilderten Königsburg der Atlanter an jener Untiefe fünf Seemeilen nordöstlich von Helgoland, die die Helgoländer den „Steingrund“ nennen und wo sie ihre besten Hummer fangen.** Aber es fehlte noch der Beweis. Darum hatte er sich einen Taucher mitgebracht, der in neun Metern Tiefe den „Steingrund“ abschreiten und feststellen sollte, ob er Mauern und Wälle anträfe. Als aber der Taucher auf dem Grund angekommen war und durch das Telefon seine erste Beobachtung meldete, dröhnten die Staffeln heran, und schwere Bomben explodierten unter Wasser. Der Taucher mußte schleunigst wieder an Bord gezogen werden. Als die Bomber abflogen, kam Sturm auf. Der kleine Dampfer steuerte in sternenloser Nacht Cuxhaven an ...

Das Happy-End

Erst die Freigabe von Helgoland machte einen neuen Versuch möglich, diesmal vom Hafen der Felseninsel aus. **Und nun kam, nach zwei weiteren Jahren voll Ungeduld und selbstkritischer Ungewißheit – lohnt sich die Mühe, lohnt sich der Aufwand, lohnt sich das Risiko der Lächerlichkeit? – das Happy-End.** Am 31. Juli 1952 ist die See einigermaßen ruhig. Das Forschungsschiff läuft aus dem Helgoländer Hafen aus. Nach genau 43 Minuten läßt der Pastor stoppen und Anker auswerfen. Der Taucher Beelte steigt mit seinem Telefon in die Tiefe, neun Meter. **„Ich sehe einen hohen Wall aus Steinen ...“,** meldet er. **Jeder Stein ist zwei Meter breit und einen lang. Der Wall ist zwei Meter hoch. Ein zweiter Wall, in sechs Meter Entfernung, läuft parallel zu dem ersten. Die Steine sind**

zum Teil rot, zum Teil weiß. „Ich kann kein Ende der beiden Wälle erkennen ...“ Das Echolot ergänzt seine Beobachtungen: die Wallanlage ist 927 Meter lang, eine halbe Seemeile – genau die Länge („fünf Stadien“), die Platon in seinem Dialog „Kritias“ als Länge der Mauer um die Burg des Königs von Atlantis angibt.

Es stimmt! Die Mauern, die Gräben, der Umfang, die Entfernung von der Felseninsel (bei Platon: „50 Stadien“), die Farbe der Steine – alles stimmt! Sogar der Bernstein („Orichalkos“), von dem Platon erzählt! Die Kombinationen des Pastors in seiner Bordelumer Studierstube sind durch den Taucher und das Echolot bestätigt. Mühe, Aufwand und Risiko haben sich gelohnt, meint Pastor Spanuth – und ist zufrieden.

Entdeckung oder Phantasterei?

„Atlantis, die Königsinsel des atlantisch-germanischen Reiches der Bronzezeit, ist wiedergefunden und das Rätsel dieser geheimnisvollsten Stadt der Weltgeschichte' gelöst.“ So schreibt der Pastor selbst in seinem ausführlichen Bericht, der soeben als Buch erschienen ist (*Jürgen Spanuth* „Das enträtselte Atlantis Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart).

Können sich noch Zweifel an der Lösung behaupten? Ist Pastor Spanuth ein zweiter Schliemann oder ist er nur einer jener vielen „Atlantomane“, deren Hypothesen und Spekulationen bis jetzt 2000 Bände füllen, nicht gezählt die Aufsätze? Spanuth selbst macht die Antwort auf diese Frage nicht leicht. Denn er hat sich nicht damit begnügt, Atlantis zu finden, sondern er ist zudem noch überzeugt, das Reich der Phäaken, wo Homer den Odysseus so schöne Tage verbringen läßt, habe seine Königsburg eben hier am „Steingrund“ gehabt. Ja, und er sagt auch noch, daß die Philister des Alten Testaments einer jener germanischen Stämme waren, die nach der großen Sturmflut, von der die Königsburg bei Helgoland überschwemmt wurde, die große Wanderung nach Süden antraten, Griechenland fast ganz eroberten, die Küste von Syrien besetzten und fast das Pharaonenreich zerstört hätten ...

Aber genug von solchen Perspektiven. Lassen wir die Tatsachen sprechen.

Die Wanderung der Nord-See-Völker

Am besten ist es, wir machen jetzt unsererseits eine Annahme – die nämlich, daß die beiden Atlantis-Erzählungen Platons (in den Dialogen „Timaios“ und „Kritias“) nicht erhalten wären, so daß der Name „Atlantis“, der nur dort als Name einer Stadtburg und eines Reiches überliefert ist, in unserem Wortschatz gar nicht vorkäme (infolgedessen ebensowenig der des „Atlantischen Ozeans“), und fragen wir, ohne zunächst auf Pastor Spanuth zu hören, die heutige

Geschichtswissenschaft, was sie über die Ereignisse in Europa und im Mittelmeerraum gegen Ende des zweiten Jahrtausends vor Christus ermittelt hat.

Da wissen wir zunächst aus einer Inschrift Ramses III., daß dieser Pharao im Jahre 1195 vor Christi Geburt genötigt war, eine Armee und eine Kriegsmarine gegen einen Angriff aufzustellen, der sich zu Lande und zur See von Westen her gegen Ägypten richtete. Die Feinde, die das Pharaonenreich bedrohen, sind die Libyer und ihre Verbündeten, die „Nordvölker“. Diese „Nordvölker“ trecken zu Lande auf schweren Ochsenwagen mit Frauen und Kindern, zur See fahren sie mit Segelschiffen ohne Ruderer – beides, der Treck wie das Segeln, Verkehrsformen, die den Mittelmeervölkern höchst fremdartig erscheinen. Es kommt zu einer gewaltigen Doppelschlacht, von der Reliefs in der Residenz Ramses III., Medinet Habu, ausführlich mit allen Einzelheiten berichten. Die Ägypter siegen nach schwerstem Kampf. Der Pharao selbst führt zehn Fürsten der „Nordvölker“ im Triumphzug als Gefangene heim.

Wichtiger als der Sieg, dem noch viele Kämpfe folgten, bis die „Nordvölker“ sich endgültig an der syrischen Küste festsetzten und als „Philister“ den Israeliten zu schaffen machten, ist das Ergebnis einer Vernehmung dieser zehn vornehmen Gefangenen. Sie sagten aus, daß die Inseln, die ihre Heimat gewesen waren, „ausgerissen und im Sturm fortgeweht“ seien. Darum hätten sie für ihre Völker – die „Phrst“, die „Sakar“ und die „Denen“ – neue Wohnsitze suchen müssen. Auf einer langen Wanderung sei es ihnen gelungen, das Hethiterreich in Kleinasien, ein Reich auf Zypern und viele andere Reiche zu zerstören.

Ausgrabungen und Funde ergänzen dieses Protokoll des pharaonischen Intelligence Service. Der Wanderweg der „Nordvölker“ läßt sich von Zypern und Kreta einerseits, von Boghazköi, der Hauptstadt des Hethiterreiches, andererseits rückwärts verfolgen nach den ägäischen Inseln, dem Peleponnes, nach Nordgriechenland, dem Balkan, dem Donaulauf durch Ungarn, nach Mähren, Böhmen, dem Elbelauf bis nach Schleswig-Holstein. Überall ist man hier auf Funde gestoßen, die die Vorgeschichtsforscher „Depotfunde“ nennen – im Unterschied von „Gräberfunden“ –, weil sie Vorratslager sind, die wandernde Völker angelegt haben, sei es, weil ihnen Waffen nach dem Ausfall vieler Träger beim Trecken zu beschwerlich wurden, sei es, daß sie darauf zurückgreifen wollten, wenn sie wieder des Weges kamen. Und alle diese Depotfunde enthalten Waffen und Geräte der gleichen Art – jenes Stils, den die Prähistoriker als „Bronzezeit IV“ bezeichnen! Und nur in Schleswig-Holstein decken sich solche Depotfunde mit Gräberfunden! Ein Beweis, daß Schleswig-Holstein der Ausgangspunkt dieser mächtigen Völkerwanderung war, der folgenreichsten in der gesamten Geschichte Europas seit der Steinzeit, dieser

„Weltrevolution, für deren Umfang und Größe es in der älteren Geschichte kein Gegenbeispiel gibt“ (wie der Berliner Althistoriker Wilhelm Weber sie schon 1925 nannte).

In Griechenland hat diese Wanderung, wie die Ausgrabungen zeigen, ein Gebiet ausgespart: Attika, die Landschaft um Athen, weist als einzige griechische Landschaft nach dieser Weltrevolution noch die gleiche Keramik auf wie vor ihr – nämlich die mykenische, die sonst im zwölften Jahrhundert überall in Griechenland durch die Keramik der eingedrungenen „Nordvölker“ verdrängt ist. Die zyklischen Burgmauern Athens haben den Schleswig-Holsteinern widerstanden.

Die Deiche brachen

Was hat die „Nordvölker“ zu ihrem großen Wanderzug veranlaßt? – „Ihr Land ist nicht mehr“, sagt das Protokoll Ramses III., „ihre Inseln sind vom Sturm ausgerissen und weggeweht, ihre Hauptstadt ist vernichtet.“

Wir geben den Geologen das Wort. Sie haben festgestellt, daß während des Zeitraums um 1200 v. Chr., also zu Beginn der „Bronzezeit IV“, in Norddeutschland die sogenannte „Senkung III“ erfolgte, eine Erhöhung des Meeresspiegels, die in mächtigen Sturmfluten weite Land- und Inselgebiete des westlichen Schleswig-Holstein unter der Oberfläche des Meeres verschwinden ließ. Viele vorspringende Geestrücken wurden abgerissen, an anderen Stellen wurden langgestreckte Strandwälle aufgeworfen. Der längste dieser Strandwälle, 20 Kilometer lang und bis zu 8 Metern hoch, die damals entstand, ist die „Lundener Nehrung“, die die Eiderbucht abspernte. Sowohl auf diesen Strandwällen als auch auf den „Kleffs“, den Resten der abgerissenen Geestrücken, fehlen Funde der Bronzezeit. Wohl aber finden sich dort Zeugnisse der dann folgenden Eisenzeit – ein Beweis, daß die Zeit um 1200 vor Christi, die Zeit des Beginns der Wanderung der „Nordvölker“, auch die Zeit der großen Sturmfluten war.

In jenem Teil der schleswig-holsteinischen Westküste, den die Sturmfluten überspülten, mündete demnach vor der Katastrophe die Eider erheblich weiter westlich als heute. Wo ihre alte Mündung lag, darüber finden wir eine glaubwürdige und aus vielen Gründen besonders interessante Auskunft in dem Bericht eines Marseiller Großkaufmanns mit Namen Pytheas, eines Griechen, der etwa 350 vor Christi Geburt das Nordseegebiet bereiste. Er sah von weitem – denn das verschlammte Wattenmeer verwehrte jeden Zugang – eine Insel mit Namen „Basileia“ (die Königliche) liegen, wohin die Wellen den Bernstein spülten. Daß der Bernstein, als Schmuck auch in Ägypten viel begehrt, von der Nordsee kam, hatte auch Herodot gewußt, der weitgereiste Grieche aus Kleinasien: „Es gibt einen Fluß, der von den Barbaren Eridanus genannt wird,

der fließt in den nördlichen Ozean, von dort kommt der Bernstein.“ Noch heute wird Bernstein an der Eiderstedter Küste angeschwemmt. – Pastor Spanuths Taucher brachte ihn aus dem „Steingrund“ herauf.

Ist es nun zu kühn gefolgert, wenn man sagt: Die Westküste Schleswig-Holsteins vor der Katastrophe von 1200 vor Christus war die Bernsteinküste der gesamten alten Welt, der große Fluß Eridanus war die (sehr viel längere) heutige Eider, und die Insel vor ihrer Mündung konnte deswegen die „Königliche“ heißen, weil derjenige, der auf ihr eine Burg hatte, der Herr des in der ganzen Welt begehrten Bernsteins war? Verstand es sich nicht von selbst, daß die Burg auf dem „Steingrund“, der den Weltausfuhrhafen für Bernstein überdachte, der Hauptort eines großen Reiches wurde?

Man braucht wirklich Platon nicht, um zu dem Schluß zu kommen, daß die „Nordvölker“, durch den Bernstein zu hohem Wohlstand gelangt, Kaufleute, Seefahrer und Organisatoren – kurz: echte Vorfahren der Wikinger –, den Mittelpunkt ihres Machtgebietes fünf Seemeilen landwärts von Helgoland hatten.

Die Sturmflut durchbrach die Deiche ... Aber halt: Konnten denn die Menschen der Bronzezeit schon Deiche bauen? – „Lang und hoch, mit Pfählen bewehrt“, so beschreibt Homer die Deiche, die das Land der Phäaken gegen die Fluten des „fischdurchwimmelten Weltmeers“ schützen. „Teidos“ nennt er die Anlage; mit einem ungriechischen Wort also bezeichnet er etwas, was kein Grieche, der ihm zuhörte, je gesehen haben kann. Denn das Mittelmeer hat keine Gezeiten und infolgedessen keine Deiche. Die Pfahl- oder Pfostenwandkonstruktion, die Homer mit großer Genauigkeit beschreibt, ist „für den Süden ganz unerhört und findet nur in Deutschland ihresgleichen“, sagt Carl Schuchardt, der große Meister der Vorgeschichte. Es kann kein Zweifel sein: Homer hat seine Schilderung der Phäakenlandes nach Fahrtenbüchern von Seeleuten der Mittelmeerländer entworfen – Fahrtenbüchern von Reisen in die Nordsee zu den Deichbauern der Bronzezeit.

Odysseus vor Helgoland

Odysseus segelt, von der Nymphe Kalypso mit zärtlichen Wünschen begleitet, siebzehn Tage lang von der Insel Ogygia, dem „Nabel des Meeres“. 950 Seemeilen von Gibraltar (es ist die Azoreninsel, die heute St. Miguel heißt), in ost-nordöstlicher Richtung. Da er jeden Tag 100 Seemeilen zurücklegt, ist er am Mittag des achtzehnten Tages 1750 Seemeilen von St. Miguel entfernt – also bei Helgoland, dem „Schild im wolkenverhangenen Meer“. Hier zerschlägt der zürnende Poseidon das Floß, und Odysseus wird „von der rollenden Wog an das schroffe Gestade geworfen“ und würde ertrinken, wenn nicht Pallas Athene seine Lebensgeister wach halte, So aber „tauchte er auf aus dem Gischt der tosenden Brandung, / schwamm herum und sah nach dem Land, um ebenes

Ufer / irgendwo auszuspäh'n und friedliche Buchten des Meeres. / Da er nun also die Mündung des schön herflutenden *Stromes* / schwimmend erreicht, da fand er zum Landen geeignet / das Ufer, flach und ohne Felsen und vor dem Sturmwind gesichert“.

Dasselbe in Prosa: Odysseus, der im Nordsturm am Felsen von Helgoland nicht Fuß fassen kann, schwimmt hinüber zur nahen Eidermündung. Auch hier kann er zunächst nicht an Land steigen, weil Ebbe ist. Aber als die Gezeiten wechseln, „rettet der Gott ihn freundlich ans seichte Gestade“. Dorthin kommt, als wieder Ebbe eintritt, die Prinzessin Nausikaa aus der Königsburg (der „Basileia“) mit ihren Mägden, die Wäsche zu spülen ...

Und nun: Atlantis

Nehmen wir nun an, daß einem **Historiker von 1953**, dem all diese Tatsachen geläufig sind, zum erstenmal eine Handschrift vor Augen kommt, die Platons „Timaios“ und „Kritias“ enthält. Er **wird nicht die geringste Mühe haben, die Berichte des Kritias über Volk und Reich der Atlanter sogleich auf die Königsburg an der Bernsteinküste zu beziehen - um so weniger, als Kritias ja selbst den Bernstein als Quelle des Reichtums der Atlanter beschreibt. Er wird aber noch einige andere Angaben finden, die das Bild ergänzen: daß die Felsen des Eilandes aus rotem, weißem und schwarzem Gestein bestanden** (rot ist noch heute der Fels von Helgoland, weiß ist das Grundgestein der eingesunkenen „Düne“, ein schwarzer Fels liegt zwischen Insel und Düne zwei Meter unter der Wasseroberfläche); daß „die Mauern und Gebäude aus verschiedenfarbigen Steinen, zur Augenweide“ errichtet waren; daß Kupfer dort gefunden wurde (**Kupfer ist außer Bernstein der wichtigste Handelsartikel der „Nordvölker“ gewesen**), und wie die Könige auf der „Basileia“ das Stieropfer vollzogen. Und außerdem erfährt er, daß Kritias, sich auf Solon und dessen ägyptischen Gewährsmann berufend, die Burginsel und das beherrschte Reich „Atlantis“ nannte und erklärte, Poseidon, der Gott des Weltmeeres und Erbauer der Deiche und der Burg, habe „der ganzen Insel und dem Meer dort, welches das atlantische heißt“, diesen Namen gegeben, „weil der Name des ersten Königs Atlas lautete“.

Der Zusammenhang ist also keineswegs rätselhaft, sondern einigermaßen leicht einzusehen. Wie konnte es aber kommen, daß man so lange an dem „Atlantis-Rätsel“ zu knacken hatte?

Der Weg unserer kurzen Darstellung war nicht der Weg der Forschung. Die meisten Gelehrten, die sich das Atlantis-Problem als *Hobby* gewählt hatten, gingen von der Frage aus, ob es Atlantis gegeben habe, und versuchten, vom Chor der Skeptiker umstellt, eine positive Antwort zu finden. Sie verglichen die Texte und rieten auf Kreta, auf Sardinien, auf das spanische Tartessos, auf die Azoren – ohne jedoch (wie konnte es anders sein?) über Kombinationen und Spekulationen hinauszukommen. Die Skeptiker triumphierten über die

Uneinigkeit der Atlantomanen unter sich. Aber auch sie wußten nicht zu sagen, warum denn wohl Platon im „Timaios“ an den Atlantisbericht des Kritias den Dank des Sokrates anschließt: es sei der „größte Vorzug“ der Geschichte, die Kritias soeben erzählt habe, daß sie „kein bloß erdichtetes Märchen sei, sondern wahrhaftige Tatsachen überliefert“. Das sagt derselbe Sokrates, der sonst immer eigens ankündigt, er gedenke jetzt „einen Mythos zu erfinden!“ Durfte man da den Skeptikern folgen, wenn sie meinten, Platon habe mit dem Atlantisbericht „nur einen Mythos geben“ wollen?

Das Bild der weltgeschichtlichen Revolution um 1200 vor Christus, das wir kurz nachzeichneten, ist nicht von Atlantomanen entdeckt worden, sondern von Forschern, die sich um die Atlantis-Frage gar nicht kümmerten, weil sie sie (mit Recht) nicht für so erheblich hielten. **Vorgeschichtsforscher und Atlantis-Sucher gingen also lange Zeit getrennte Wege, die immer weiter auseinander führten – bis zu Pastor Spanuth, der sie – als erster – ineinander münden ließ.** Er warf die Frage auf: Ist vielleicht die Heimat der „Nordvölker“ identisch mit der „Basileia“ des Pytheas von Marseille und zugleich mit der „Basileia“ des platonischen Atlantisberichts? **Und der Taucher, den der Pastor in die Tiefe schickte, brachte die Antwort herauf.**

Eine Unstimmigkeit allerdings mußte Pastor Spanuth vorher noch aus dem Weg räumen. Platons Kritias berichtet, der ägyptische Priester in Sais habe Solon mitgeteilt, in den „heiligen Büchern“ der Ägypter sei die Zahl der Jahre seit dem Einbruch der Atlanter „auf 8000“ angegeben. **8000 Jahre** – das wäre nun wirklich eine „mythische Zahl“. **Sollte aber nicht der Priester von Monaten gesprochen haben** – als Ägypter, der die Zeit nach Monaten zählt – und nur der Dolmetscher sich geirrt, als er dem nach Jahren zählenden Athener die Zahl 8000 nannte? **8000 Monate vor Solons Reise nach Ägypten (560 vor Christus) – das ergibt das Jahr 1226 vor Christi Geburt. Und eben um diese Zeit, ziemlich genau, brachen vor Helgoland die Deiche ...**

Christian E. Lewalter